

MOSLEMISCHE REVUE

BEGRÜNDET VON

{ MAULANA SADR-UD-DIN
DR. PHIL. S. M. ABDULLAH
Ehemals Professor zu Lahore (Indien)

16. Jahrgang

Sul-Qua'dah 1359 A.-H.
Dezember 1940

Heft 2/3

INHALT:

	Seite
Mitteilung der Redaktion	29
Zarathustra aus Medien	30
Von O.-Stud.-Dir. Dr. Bruno Hiller	
Tanz der Derwische	42
Von Dr. Hans Ellenderg, Dozent a. d. Universität Jena	
Einfluß der Gemeinschaft	46
Von Alfred Bach	
In eigener Angelegenheit	46
Die „Große Konjunktion“ und das Weltgeschehen ..	47
Von Robert Henseling	
Indien mit indischen Augen gesehen	53
Von Mustafa Nabulsi	
Buchbesprechungen	56

Schriftleitung Dr. Bruno Hiller, Berlin N 58, Gleimstraße 46

Erscheint dreimal jährlich. — Bezugspreis: jährlich RM 3.—, Einzelheft 1.— RM

B E R L I N - W I L M E R S D O R F
BRIENNER STRASSE 7, MOSCHEE — FERNRUF: 45 32 00

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

IM NAMEN GOTTES, DES BARMHERZIGEN, ALLERBARMENDEN

MOSLEMISCHE REVUE

16. Jahrgang

Sul-Qua'dah 1359 A.-H.
Dezember 1940

Heft 2/3

MITTEILUNG DER REDAKTION

Wegen vorübergehender, durch den Krieg bedingter Schwierigkeiten erscheint die „Moslemische Revue“ diesmal als Doppelnnummer. Sollten sich genügend Interessenten finden, so wollen wir Anfang 1941 noch eine Sondernummer liefern, die u. a. eine Abhandlung über die Mithrasreligion bringen wird. Bereiterklärungen sind ebenso wie die Gebühr von RM 2,00 bis Ende Dezember 1940 an meine Adresse zu senden. Die Schriftleitung.

Deutsch-Muslimische Gesellschaft e. V., Berlin

Aus dem Tätigkeitsberichte, der bei der Generalversammlung am 20. September 1940 erstattet wurde: Von den Vorstandssitzungen abgesehen fanden einschließlich der Generalversammlung 14 Versammlungen mit Vorträgen statt, davon drei mit Lichtbildern. Der Mitgliederbestand beträgt 43. (Er ist seitdem um zwei gestiegen). Die Arbeit der Gesellschaft und das Erscheinen der Moslemischen Revue soll in der bisherigen Weise fortgeführt werden.

Außer dem Verluste unseres lieben Chalid Seiler, des Stellvertretenden Generalsekretärs unserer Gesellschaft, beklagen wir auch schmerzlich den Tod unseres Mitgliedes Abdullah Hospelt in Köln, der trotz seines jugendlichen Alters von 20 Jahren ein eifriger und überzeugter Muslim war. Er war uns allen lieb und wert, und sein Andenken wird bei uns unvergessen bleiben.

ZARATHUSTRA AUS MEDIEN

Von O.-Stud.-Dir. Dr. Bruno Hiller

Angesichts der politischen Buntfarbigkeit des heutigen Vorderen Orients kann man sich nur schwer vorstellen, daß dort einst das achämenidische Weltreich (558—330 v. Chr. G.) bestand, dessen Macht sich von den Ebenen Südrußlands bis nach Abessinien, von Indien bis Thrazien erstreckte, und das somit nicht nur Bindeglied zwischen Ost und West war, sondern vor allem auch Bewahrer und Verbreiter der im Orient aufgespeicherten Überlieferungen. Wie überall im Orient, so spielte auch hier die Religion die Hauptrolle, und der einheimische Mazdäismus, eine Jahrtausende alte, noch heute bestehende, höchst lebendige Weltanschauung, hat ebenso die Umgebung befruchtet, wie sie allerdings auch von ihr Anregungen empfing. Ja, der geistige Einfluß, der von hier ausging, war so groß, daß man bis auf den heutigen Tag noch Spuren davon sogar im Abendlande wahrnehmen kann. Ihr großer Reformator, mit Luther durchaus vergleichbar, war Zarathustra.

Seit Nietzsche ist der Name Zarathustra zwar wieder allgemein bekanntgeworden, aber der deutsche Philosoph hat ausschließlich seine eigenen Gedanken dem persischen Religionsstifter in den Mund gelegt. In ihrer letzten Tiefe und Geistigkeit ist Zarathustras Lehre auch heute noch nicht völlig erforscht. Auch der von ihr stark beeinflusste Mithraskult, der um 300 n. Chr. G. der schärfste Konkurrent des Christentums im Kampfe um die Weltgeltung war, teilt fast das gleiche Schicksal, obgleich in den letzten 50 Jahren die abendländische, besonders die deutsche religionsgeschichtliche Wissenschaft die Gedanken- und Gefühlswelt jener gewaltigen Geistesmächte Vorderasiens uns zu einem großen Teile wieder geschenkt hat.

Als der Islam an die Eroberung der Heimat Zarathustras ging, waren zwar Anhänger der ursprünglichen Lehre wohl kaum noch vorhanden, aber der Kampf gegen die auf ihr fußenden, späteren Volksreligionen war lang und heftig, und nur durch große Ausdauer und Energie wurde endlich der Sieg über die „Teufelsanbeter“ gewonnen. Zwei asiatische Weltmächte standen sich damals gegenüber, und daher ist es für uns auch heute noch lohnend, wenigstens eine ungefähre Kenntnis des eingeborenen und alt-ingesessenen Gegners der Religion des Propheten zu erwerben. Die Untersuchungen von O. G. v. Wesendonk (in erster Linie die Abhandlung: Das

Wesen der Lehre Zarathustras, Leipzig 1927) sind hierfür besonders wichtig und auch in dieser Skizze dementsprechend verwertet.

Über die religiöse Entwicklung nur weniger Völker sind wir durch fortlaufende Überlieferung so gut unterrichtet, wie dies bei den Indern der Fall ist. Die ursprüngliche, primitive Urbevölkerung war von den dunkelfarbigen Drawidas, den Trägern einer höheren Kultur, zurückgedrängt worden, aber bis auf den heutigen Tag haben sich Reste davon in abgelegenen Gegenden zu halten vermocht. Die Herrschaft der Drawidas wiederum unterlag dem Einflusse einer Völkerwelle, die zum arischen Zweige der Indogermanen gehörte. Diese Eroberer des Induslandes verehrten zahlreiche Götter, hatten ein außerordentlich verwickeltes Opferwesen ausgebildet, und es entstanden in ihrer Mitte allmählich die ersten tiefen Spekulationen über Gott und die Welt. O. G. v. Wesendonk urteilt über die nun folgende Vermengung arischer und drawidischer Anschauungen: „Sie scheint dem indischen Wesen jene besonderen Züge verliehen zu haben, die es als typischen Vertreter der östlich-asiatischen Einstellung erscheinen lassen. . . . Grundzug des indischen Wesens bleibt bei allem Reichtum der gedanklichen Ausbildung im einzelnen ein pessimistischer, weltverneinender Zug und, wo es zur Ausprägung eines Gottesbegriffes kam, tritt die Neigung zu pantheistischen Vorstellungen hervor.“ Ganz folgerichtig wurde daher Indien die Heimat des Buddha, dessen Lehre nach Innerasien und dem Fernen Osten vordrang.

Das Brudervolk dieser arischen Eroberer Indiens, zu Anfang des zweiten Jahrtausends vor Chr. G. mit ihnen noch eng zusammengehörend, sind nun die Iranier, jener Zweig der Indogermanen, zu dem im Altertume die Perser, Meder und Skythen gehörten, und der jetzt die Parsen Indiens, den Hauptteil der seßhaften Bevölkerung Persiens, die Kurden und andere Völker Mittelasiens und des Kaukasus umfaßt. Dieser Arier größter Sohn ist Zarathustra oder, wie er eigentlich heißt: Zarathuschtrô. Er ist der Religionsstifter, dessen Persönlichkeit der Wissenschaft noch immer am meisten Rätsel aufgibt, wenn er auch auf Grund der gefundenen und entzifferten heiligen Texte nicht mehr der geheimnisvolle „Erzzauberer und Urmagier“ ist, als der er im Altertum bis in die Neuzeit hinein galt.

Nach der parsischen Überlieferung ist Medien die Heimat Zarathustras. (Die Meder, die nach Herodot (VII 62) ursprünglich Arier hießen, haben als erstes iranisches Volk ein einheitliches Staatswesen geschaffen, das sich bis nach Kleinasien erstreckte.) In Medien, und zwar

in der Landschaft Atropatene, entstand nach der Eroberung des Achämenidenreiches durch Alexander d. Gr. ein mazdaistischer Priesterstaat, dessen Häupter Zarathustra als ihren Vorläufer und Stifter für sich in Anspruch nahmen, so daß auch hierdurch Zarathustras Zugehörigkeit zu Medien beglaubigt erscheint. Trotzdem dürfte heute aus sprachlichen und sonstigen Gründen wissenschaftlich feststehen, daß Zarathustras Wirksamkeit in Ostiran stattfand. Hier geschah unter seiner Führung die Umstellung der nomadisierenden und plündernden Viehzüchter zur Sesshaftigkeit. Zarathustras vorsorgliche Anteilnahme galt stets den sesshaften Viehzüchtern und Ackerbauern, und der Nichtbauer war von seiner Botschaft ausgeschlossen. Die Landschaft, in der Zarathustra wirkte, war durchaus ländlich mit Dörfern und adligen Einzelhöfen, also keine Steppe. Allerdings gab es auch keine Städte. Die Volksgemeinschaft kannte keine Kasten und bei ihrer geringen Bevölkerungsdichte auch keine Sklaven, hatte aber eine ständische Gliederung, z. B. außer den Bauern die Sippe der Krieger, zu denen die Fürsten gehörten, den Adel, dessen Überheblichkeit Zarathustra bekämpfte, im Gegensatz zu der frommen Denkungsart seiner Anhänger, u. a. m.

Ebensowenig läßt sich Bestimmtes über die Zeit von Zarathustras Auftreten sagen. Die Parsenüberlieferung datiert Zarathustra 258 Jahre vor Alexander d. Gr., und dann wäre sein in den heiligen Schriften, in den Gâthâ, d. h. Gesang, Vers, gepriesener Beschützer der Fürst Vischtâspô, der auch aus der griechischen Geschichte bekannte Hystaspes, der Vater des Darius, der schon unter Kyros Satrap in Parthien war. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach lebte Zarathustra mehrere Jahrhunderte früher, sicher vor dem 9. Jahrhundert v. Chr. G. Die Gâthâ tragen den Stempel der Persönlichkeit Zarathustras, der uns als ein religiöser Volksmann entgegentritt. Sie schildern das Ideal der Frömmigkeit ohne alles mythologische Beiwerk und lehnen geheimnisvolle Riten und priesterliche Gebräuche ab. Ihre Lehren und Grundsätze sind in der Art der Aussprüche der ältesten griechischen Weisen, und ihr Grundzug mutet uns abendländisch an im Gegensatz zu der indisch-pessimistischen Lebensauffassung. Durch diese heilige Schriften, wie durch die ganze Religion geht ein individueller Zug, der durchaus unorientalisch ist: das Ich des Führers ist maßgeblich, aber es tritt uns entgegen nicht in der Art eines Despoten oder eines Gebieters über willenlose Sklaven. O. G. v. Wesendonk urteilt: „Zarathustra tritt uns entgegen als ein ringender Mensch von hohem ethischen Bestreben und edler Religiosität, nicht aber als ein verschwommener Mystiker und Wundertäter.“

Vielleicht ist die Stelle, wo Zarathustra sich selbst als zaotar — als der mit dem Vortrage der heiligen Schriften beauftragte Oberpriester — bezeichnet, eine nachträgliche Einfügung. Auf jeden Fall aber haben sich in einer jüngeren Epoche priesterliche Kreise darum bemüht, Zarathustra zu einem Angehörigen ihrer Gemeinschaft zu stempeln. Zu seinen Lebzeiten stand die Priesterschaft in starker Opposition zu Zarathustra; denn Priester als fester Stand haben in Zarathustras System keinen Raum. Sich selbst nennt Zarathustra in den Gâthâ immer mathran, „Verkünder des heiligen Wortes“, hat also wohl auch gelegentlich priesterliche Funktionen ausgeübt. In der späteren Überlieferung wird Zarathustra auch als Arzt gepriesen, als „Heiler des Lebens“. Von dem „Medizinmann“ ging dann im Laufe der Zeiten die Entwicklung zum „Erlöser“.

I. Zarathustras Besonderheit ist die Erkenntnis von dem Unterschiede zwischen der geistigen und der körperlichen Welt. Sein Weltbild ist also dualistisch, aber nicht schroffe Gegenüberstellung von lichten Geistern und finsternen Dämonen. Nicht die Welt als solche ist schlecht, sondern dem Einzelwesen wird das Böse zur Last gelegt. Antiorientalisch!

Typisch hierfür ist Zarathustras Frage an den „Weisen Herrn“, Ahurô Mazda, die Gottheit selbst: Wer hat wohlwiegend Licht und Finsternis, Schlaf und Wachen, Morgen, Mittag und Nacht geschaffen? Im Gegensatz zu dem ebenfalls arischen, indischen Weltbilde ist seine ganze Lehre durchaus daseinsbejahend.

II. Die Gottheit ist für Zarathustra rein geistiger Natur und herrscht in der Welt des Geistes unumschränkt, ist also überpersönlich, überweltlich und völlig unanthropomorph. In späterer Zeit erst wurde die geistige Welt auf Grund uralter arischer Vorstellungen durch das strahlende, reine Licht symbolisiert. — Das sichtbare Dasein dagegen ist der Kampfplatz des Guten und des Bösen, und dieser Kampf ist, um mit Nietzsche zu reden, „das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge“.

In dieser empirischen Körperwelt stehen sich die beiden „uranfänglichen Zwillinge“ gegenüber: der preiswerte und der böse Geist, der auch der Schlechte und der Lügnerische heißt. Aber es verhält sich bei Zarathustra noch nicht so, wie in einigen viel späteren Weiterentwicklungen, daß schließlich die Erlösung der Lichtteile aus der Unterjochung der Finsternis den Sinn des Weltgeschehens bildet, und daß der aus dem Samen Zarathustras entstandene Heiland am Ende des Weltenablaufs den Sieg des Guten herbeiführt.

III. Der preiswerte oder preiswerteste Geist ist nur die sich im wahrnehmbaren Dasein, also in der Körperwelt offenbarende Kraft (Potenz) Gottes, also nicht Ahurô Mazda selbst. Dieser wird nicht in Beziehung zum

irdischen Geschehen gesetzt und ist erhaben über die Zwiespältigkeit der stofflichen Welt. Der Kraft Gottes tritt der böse Geist als das „Nichtleben“ entgegen. Weisheit, an einigen Stellen auch „Verstand“ und „Vernunft“, ist das Kennzeichen des höchsten Wesens, das in der geistigen Welt thront. Es ist aber nicht rationalistisch, sondern religiös gedacht. In der sichtbaren Welt wirkt es durch Wesen, die zwar ebenfalls „Herren“ (ahurâ) genannt, aber ausdrücklich als Geschöpfe des „Weisen Herrn“ bezeichnet werden. In der Art des irdischen Staates: der König und seine Minister. Durch diese Geistigkeit, eine der großartigsten Konzeptionen der Religionsphilosophie, überragt Zarathustras Monotheismus den jüdischen, wie dieser sich in der nachexilischen Zeit ausbildete; denn hier ist Gott noch stark anthropomorph in seinem Zorn, seiner Rache und Strafe, ist also nicht frei von dämonischen Zügen.

Dieser iranische Glaube an einen rein geistigen Gott, der auch vom Welterschöpfer, dem Demiurgen, verschieden ist, berührt sich, ohne daß man eine Abhängigkeit oder Beeinflussung anzunehmen braucht, mit platonischen Vorstellungen. Zarathustra und Platon haben beide offenbar aus dem Vorstellungskreis der arischen Völker geschöpft. Sie zusammen mit anderen Lehren orientalischer Religionen haben dem späteren Judentum und der hellenistisch-spätantiken Geisteswelt das Gepräge verliehen (vgl. die Forschungen von Bousset).

Die ursprüngliche Lehre Zarathustras war auf jeden Fall durchaus monotheistisch, etwas völlig Neues und für die damalige Zeit Unerhörtes. Wie das Böse und das Übel entstanden ist, wird aber auch in dieser Religion nicht einwandfrei beantwortet. Es heißt, daß die beiden uranfänglichen Geister sich ihren Bereich selbst wählten: der eine das Tun des Bösesten, der andere die Wahrheit oder die Rechtsordnung. Hierbei ist bemerkenswert, daß bei Zarathustra der böse Geist nirgends als festumschriebene Persönlichkeit auftritt, und daß auch keine unergründliche Vorherbestimmung waltet, sondern der Mensch die Freiheit des Willens hat. Durch ihre bösen Gedanken, Worte und Taten — diese Dreierheit findet sich auch bei Heraklit — bringen sie die Raserei, die später als der Dämon Aëschmo (im Alten Testament: asmodaeus) personifiziert wird, und die Grausamkeit zum Wachsen.

IV. Das Wesentliche der Religionsgründung und -erneuerung Zarathustras ist offenbar die starke Vergeistigung des Glaubens, also die Ablehnung einer Priesterkaste mit kultischem Opferdienste. Daß dieses Streben nach begrifflichen Bildungen für die breite Masse des Volkes ungeeignet war, zeigt sich u. a. auch darin, daß die alten arischen Götter mit ihren Mythen in Iran fortlebten. In den heiligen Schriften, den Gâthâ, ist z. B.

ZARATHUSTRA AUS MEDIEN

das Feuer eine wohlthätige Macht, eine der Potenzen des Weisen Herrn, desgleichen auch das symbolische Läuterungsfeuer der Seele beim Jüngsten Gericht, aber keineswegs etwa in der Art des indischen Feuergottes, der das Opferfeuer darstellt, auch nicht das Herdfeuer, das die Indogermanen — letzte Reste davon im römischen Vestakulte! — verehrten. Aber bei dieser geistigen Auffassung blieb es nicht lange; denn dann erscheint das Feuer sogar mit dem von Zarathustra verworfenen Rauschtrank Haomô als Gottheit. Gleichermaßen tritt bald eine Priesterschaft in den Vordergrund, und nun nehmen die Feuerpriester in der Rangordnung die erste Stelle ein. Mithras, ursprünglich eine nachgeordnete Gottheit, auf die auch Züge aus dem Mythos der Inder übertragen wurden, rückt jetzt zu einem der führenden Götter auf. In der Zeit nach Alexander d. Gr. ist Adherbeidschan (Aturpâtakân, das Feuergeschützte) dann die Hochburg der Feueranbeter. — Die Feuerpriester sind übrigens eine uralte indogermanische Einrichtung. In Rom zählten die mit der Vollziehung der Brandopfer betrauten flamines zu den ältesten Priestern und haben sich auch hier erst allmählich aus der untergeordneten Stellung als Feueranbläser und -bewahrer zu Priestern von hervorragender Bedeutung entwickelt. Die drei obersten der fünfzehn in der Spätzeit waren sozusagen Mitglieder des Staatsrats.

V. Charakteristisch für die zarathustrische Lehre ist ihre streng ethische Einstellung. Die sittliche Rechtsordnung (Urtom) soll die Welt regieren, gleichwie bei den Ostgermanen Wotans Speer das Recht schützt. Die Welt ist kein elendes Jammertal, sondern ein Kampfplatz, auf dem es den Sieg der guten Mächte zu erfechten gilt. Daher finden sich im alten Persien die zahlreichen Namen mit dem Elemente arta, d. h. Urtom. Dieser Auffassung entspricht die Betonung der Rechtsprechung im Diesseits und beim Ende der Dinge, wenn der „Weise Herr“ Ahurô Mazda als der höchste Gerichtsherr und Zarathustra als Richter auftreten werden. Auch die bereits erwähnte arische Göttergestalt des Mithras — ein Name, der ursprünglich „Vertrag“ bedeutet — entspringt diesen Gedankengängen. Hiermit ist durchaus vereinbar, daß Mithras auch als Naturerscheinung verehrt wurde, und zwar als der Himmel und das Licht. Der Sonnengott ist er erst auf einer weit jüngeren Entwicklungsstufe, vor allem im kaiserlichen Rom und im sassanidischen Persien.

VI. Auch Zarathustras Vorstellungen vom Jenseits unterscheiden sich wesentlich von den landläufigen des alten Vorderasiens: Keine Hölle, kein Ahnenkult, kein Umherschweben von Geistern. Sein Jenseits ist ein zweites, aber geistiges Leben, wie es der Weise Herr selbst und

das obenerwähnte „beste Denken“ ist. Dies stellt den Lohn der treuen Anhänger dar. Die Individualität des Frommen lebt in diesem geistigen Dasein fort. In der späteren Entwicklung wurde daraus das Paradies, „das Haus der Gesänge“. (In seiner bereits erwähnten Vorliebe für die Dreizahl spricht der Mazdaismus von drei Vorstufen des Paradieses, die in den Sphären der Sterne, des Mondes und der Sonne liegen sollen.) Der diesseitige Lohn ist bescheiden genug: Stuten, Hengste und ein Kamel. Bemerkenswert ist, daß es bezüglich des Totengerichtes zwei Vorstellungen gibt, die später im Islam wiederkehren. In der v. Wesendonkschen Abhandlung heißt es darüber: „Man muß das Ordal durch Feuer und geschmolzenes Metall, ebenso wie die Prüfung der Seele der Abgeschiedenen auf der Brücke Cinvat symbolisch auffassen, wie die Buchung von Schuld und Verdienst. Kaufmännisch darf man diese Begriffe nicht ansehen, wohl ist aber eine solche Denkungsart bei Muhammed festzustellen, der ja längere Zeit hindurch im Handel tätig war.“ — Dieses Überschreiten der Ewigkeitsbrücke und das Hindurchgehen durch den glühenden Metallstrom, durch „das rote Feuer“, geben uns auch noch einen besonderen Fingerzeig. Man kann dabei an jenes uralte indogermanische Sagenmotiv denken, wonach der Lügner beim Überschreiten einer bestimmten Schicksalsbrücke abstürzt und sich ein Bein bricht. Vielleicht aber läßt das Bild von der Brücke auch darauf schließen, daß Anschauungen aus dem Gebirge mit seinen gefährlichen, Schwindel erregenden Brücken über abgrundtiefe Schluchten zugrunde liegen. Dies würde auf das nordwestliche Medien hinweisen, die heutige Sowjetrepublik Aserbeidschan, südwestlich vom Kaspischen Meer. Dort lag also wahrscheinlich das „heilige Land“ Iran, das Land der Arier, wo Zarathustra nach der Überlieferung geboren ist. Viel wichtiger erscheint mir das zweite Bild, das von dem glühenden Metallstrom. Hier ist fraglos nicht an einen Lavaström zu denken, der ja überhaupt nicht aus Metall besteht, sondern an einen Erzverhüttungsprozeß. Angesichts der weit fortgeschrittenen asiatischen Schmelz- und Läuterungstechnik des Erzes ist dies höchst wahrscheinlich. Wie durch das Ausschmelzen bei der Verhüttung das edle, brauchbare Erz vom Schwefel, der als Gas entweicht, oder von der steinigen Schlacke befreit wird und dadurch das Wertvolle vom wertlosen Ballast getrennt wird, so dachte man sich die Läuterung der Seele nach dem Tode. Beim Durchschreiten des roten Feuers wurde die Seele vom irdischen Leib und der Sünde getrennt und kommt dann geläutert wieder heraus, so daß alles Irdische als Schlacke abgeschieden und beseitigt wird.

Mithras wird zwar in den heiligen Schriften nirgends erwähnt, aber die Bekämpfung der Rindsopfer als Raserei, des verderblichen Haomó-Rausch-

trankes bei den gottesdienstlichen Feiern und des „Königs der Urzeit“, der ihn die Menschen lehrte, läßt klar erkennen, daß Zarathustras Lebenswerk die Beseitigung der alten (also ostiranischen) Naturgöttheiten mit ihren blutigen Opfern, ihren Mythen und ihren Rauschtränken war. In ihren Anhängern erblickte Zarathustra seine Widersacher.

VII. Ob, wie im Mithraismus, Zarathustra eine besondere Geheimlehre dem Fortgeschritteneren vorbehalten hatte, ist fraglich, obgleich Persien seit Kyros' Zeiten bis zum Islam eine Hochburg der Mystik war und in den Gâthâ von „Wissenden“ die Rede ist. Hiermit können aber auch die Gläubigen schlechthin gemeint sein.

Die Zahl und die Namen der obenerwähnten Ausstrahlungen (Kräfte) des Weisen Herrn, die in der Körperwelt tätig sind, werden in den heiligen Schriften nicht genau angegeben. Sie werden auch die „preiswerten Unsterblichen“ genannt, und es werden u. a. erwähnt: die sittliche Rechtsordnung (Urton), Andacht und Frömmigkeit, die vielleicht mit dem Schweigenden Denken identisch sind, die Ganzheit oder Wohlfahrt, die das vollkommene Wesen und die Kraftfülle der „Herren“ bedeutet, die Unsterblichkeit oder auch die Unsterblichkeitsspeise, entsprechend dem Nektar der Griechen, ferner das Gute Denken oder das Forschen nach Wahrheit, die Herrschaft, der Gehorsam usw. Später treten sie in Beziehungen zu bestimmten Gebieten: zur Erde, zum Feuer, zum Wasser, zu den Metallen, zum Vieh, zu den Pflanzen und wurden so zu Schutzgeistern der Körperwelt und der Elemente. Auch hier wieder eine Rangordnung in der Art von König, Minister und Untertanen. Welche paradoxe Entwicklung! Die wundervolle Konzeption Zarathustras, die in genialer und einzigartiger Weise Geistiges und Materielles schied und damit der damaligen Geistesentwicklung weit voraus war, wird aufgegeben, so daß die geistigen Potenzen materialisiert wurden. Sonst vollzieht sich das Umgekehrte: mit fortschreitender Kultur kommt das Geistige und Abstrakte immer mehr zur Herrschaft. Zur Erklärung dieses auffälligen Vorganges haben manche Forscher an einen Einfluß Chinas, hauptsächlich seiner Elementenlehre, gedacht.

VIII. Alles deutet darauf hin, daß Zarathustra die Selbsthaftmachung der Nomaden und den Übergang zur Landwirtschaft erstrebte, vor allem aber auch die Abschaffung vieler rohen Gepflogenheiten erreichte, so z. B. die Tötung aller Alten, die das 70. Lebensjahr vollendet hatten — bei den vorarischen Kaspiern geschah dies schon zehn Jahre früher —, und die Aussetzung der Leichen zum Fraße der wilden Tiere, wie es bei den Parsen in Indien noch heute geschieht. Zarathustra betont bewußt das ethische Mo-

ment, er will „die Seele erwecken, über ihr wachen“, und der einzelne soll sich seiner sittlichen Pflicht bewußt werden. Der Kampf gegen das Böse verlangt Tatkraft, aber Zarathustra ist Optimist; denn „wie alle großen Wahrheitskundler hat Zarathustra den geistigen Gott erschaut. . . Wie bei allen Erleuchteten hat ihm nicht grübelndes Denken, sondern der innere Sinn den Weg gewiesen“. Es handelt sich bei ihm also um eine Neuschöpfung, nicht aber um eine Umwandlung der vorhandenen Gottesauffassungen. Dies wirkte sich auch in seiner — modern gesprochen — sozialen Tätigkeit aus, indem er die Interessen der Bauern und Viehzüchter gegen die Übergriffe und Räubereien der Nomaden vertrat. Frömmigkeit und Heimerde gehören zusammen; Ackerbau ist ein gottesdienstlicher Akt. Selbst adligen Ursprungs, wendet er sich an Adel und Volk, gleichfalls ein Beleg für die wichtige Rolle, die der arische Adel — man denke auch an Buddha! — bei der Schaffung geistiger Werte gespielt hat.

Zwar entstehen bei den Hirten, Viehzüchtern und Bauern Ostirans keine Fürstenthümer als Kulturzentren, wie es in gewissem Sinne bei den indischen Ariern der Fall war, aber hier wie dort ist die Dorfgemeinschaft die gesellschaftliche, gottgewollte Organisation: Familie, Geschlecht, Gau und Landschaft. Bezeichnend hierfür ist — allerdings aus etwas späterer Zeit und seit Kyros auch wohl babylonisch beeinflusst —, daß Darius sich nennt Sohn des Vischtâspô (Familie), Achämenide (Großsippe), Perser (Stamm) und Arier (Volk). Wie weit Zarathustra mit seiner Lehre durchdrang, und in welchem Umfange sie sich ausbreitete, ist fraglich, doch lassen die Namen aus achämenidischer Zeit darauf schließen, daß sie damals weitgehend war. — Zarathustra hat sich übrigens nicht darauf beschränkt, durch Ermahnungen und Predigten seine Lehre zu verbreiten. „Wie er sich bitter über seine Widersacher beklagt, so fordert er den Fürsten Vischtâspô zu gewaltsamen Bekehrungen der Ungläubigen auf. Am Anfang der Geschichte der religiösen Reformen findet sich also bereits die Verquickung von Zwang und Druck mit der Beibringung von Glaubensüberzeugungen.“ Abschließend urteilt v. Wesendonk: „Zarathustrô war bei aller Gedanktiefe kein nur im Reiche blasser Abstraktionen schwebender Seher. Trotz seiner Erkenntnis von der rein geistigen Natur des Gottesbegriffes stand er mit beiden Füßen fest auf dem Boden der diesseitigen Welt. Mit scharfen Fäusten will er seine Gegner anpacken, seine Anhänger zu nutzbringender Tätigkeit in Viehzucht und Landwirtschaft veranlassen. Das Heil im Jenseits erwirbt, wer in der körperlichen Welt Gutes schafft und die Kräfte des Bösen bekämpft. In seiner Mischung aus hohem ethischem Gefühl und unsentimentaler Tatkraft, die aus machtpolitisch zutreffendem Gefühl die

Staatsgewalt zur zwangsweisen Beeinflussung der Gegner anstachelt, erscheint Zarathustrô, der Prediger unter den Hirten und Bauern Ostirans, durchaus als ein Vertreter abendländischer Einstellung, wenn man diesen Begriff nicht nach geographischen, sondern nach inneren Merkmalen bestimmen will.“

Kann es bei dieser idealen Einstellung Zarathustras wundernehmen, daß die breite Masse bald wieder zu der primitiven Form ihrer angestammten Frömmigkeit zurückkehrte? In Ostiran, dem Heimatlande Zarathustras, setzt die Gegenbewegung ein: die Wiederaufnahme der arischen Volksgötter, einer hierarchischen Priesterschaft und der populären Kulte. In diesem Polytheismus erkennt auch der „Weise Herr“ als der größte der Götter die alten Volksgottheiten an. Das ist die Periode, wo die verschiedenen Arten des Feuers genau festgelegt werden und über Zarathustra hinaus noch sein Superlativ Zarathuschtrôtemo zum Schutzgott der Priesterschaft gemacht wird. Jetzt erscheinen auch wieder die Legenden vom Urrind, vom ersten Menschenpaare usw., bei welcher letzterer astrologische Beeinflussung vorliegt. Solches mythologisches Denken ist aber mazdaistisch und war ja gerade von Zarathustra vergeistigt worden. Es stammt also von den priesterlichen Rückgestaltern seines Systems. Von ihnen wurde in der Folgezeit — wie die parsische Tradition berichtet — Zarathustra sogar zum ersten Magier und zum Vorbild des ganzen Standes gemacht.

„Daß lediglich eine Elite sich für Zarathustras eigentliche Lehre — die Verehrung der Gottheit im Geiste der Andacht — zu begeistern vermochte, ist ihrem Fortbestand zum Verhängnis geworden.“ Die große Menge vermißte nämlich die Äußerlichkeiten, z. B. Feuerheiligtümer, Opfer, Feierlichkeiten, große Aufzüge usw., und selbst das Feuer hatte Zarathustra nur als erhabenes Symbol der Gottheit gelten lassen, während sie dies alles bei den früheren (Dämonen)-Kulten fand. „Zarathustra wandte sich an die im vollen Leben stehenden Kreise seiner Volksgenossen. So ging er auch nicht den Weg, der eine Bewahrung des echten Dogmas gestaltet hätte. Er gründete keinen Orden und keine mönchsartige Gemeinschaft. Weil Zarathustra auch keine Priesterschaft zuließ, mußte die Überlieferung seiner Lehre bald abbrechen. Aber unter allen Entstellungen und Überwucherungen blieb bis auf die Gegenwart doch ein Kern erhalten, der die ethische Reinheit des Religionsstifters und den erhabenen Ernst seiner Auffassung wenigstens ahnen läßt.“

Über die „Magier“ sei hier kurz folgendes gesagt: Die Magier sind ursprünglich kein Stand, sondern ein medischer Stamm, wie auch Herodot (I, 101) schreibt. Sie verschmolzen sich aber schon im Achämenidenreiche mit den Persern. Ihre Priesterschaft nahm die alten arisch-ostiranischen Priester-

klassen auf und umfaßte also nun nicht nur Meder. Ihre Mitglieder wurden aber trotzdem generell als Meder bezeichnet, so wie im christlichen Mittelalter jeder katholische Priester juristisch als Römer galt. Bereits im fünften Jahrhundert sind diese Priester (Magier) als Vertreter der mazdaistischen Priesterschaft den Griechen wohl vertraut. Abgesehen von der Weitergabe der wahren Lehren war die Pflicht der Magier unter genauer Beobachtung der Riten die *theôn therapeia*, d. h. die Pflege der Götter. Ohne die Magier, die offizielle Priesterschaft, konnte kein gültiges Opfer, vor allem kein Staatsopfer, vorgenommen werden. Sie erfüllten dabei das Amt des *zaotar* (indisch: *hotar*), des Oberpriesters, der in der alten Zeit die Trankspenden (*choai*) darzubringen hatte und später mit dem Vortrage der heiligen Schriften beauftragt war. Sie waren auch mit dem Feuerkult betraut und heißen daher in Kappadozien später (z. Z. Strabons, also um Christi Geburt) *Pyraithen*. Auch mit dem Kulte des Mithras standen sie in Verbindung. Dies alles beweist den arischen Grundzug der magischen Priesterschaft im Iran, was natürlich nicht ausschließt, daß die Magier auch von nichtarischer Seite vieles übernommen haben mögen. Ktesias (Pers. 15) berichtet von Chaldäern und hieréis (Priestern), die den Großkönig Darius davor gewarnt haben sollen, sein Grab zu betreten. Demnach haben Magier und babylonische Priester in Persepolis einträchtig beieinander gewohnt, eine Tatsache, die bei der obenerwähnten Neigung der Magier, Anschluß an nicht-iranische Priesterkreise zu suchen, durchaus nicht auffällig erscheint. Insbesondere scheinen die Magier die Totenaussetzung betont zu haben; denn diese wird als spezifisch magische Sitte im Gegensatz zu der achämenidischen Erdbestattung erwähnt. Auch Zarathustra, als dessen Fortsetzer die Magier sich gerne hinstellten, lehnte die Einäscherung der Toten als Verunreinigung des Feuers ab. Die Behauptung der Magier, daß Zarathustra einer der ihrigen gewesen sei, ist übrigens völlig unberechtigt. — Als Bewahrer des Wissens um die richtigen rituellen und liturgischen Vorschriften besaßen die Magier die Möglichkeit, auf die Gottheiten einzuwirken. Diese „weiße Magie“, die Theurgie, ist das Betätigungsfeld der in die göttlichen Geheimnisse eingeweihten Priesterschaft. Es ist schwer, die Grenze zu ziehen zwischen einem Schamanen, der Priestertum und Zauberei in sich vereinigt, und einem rein das Gottesdienstliche betonenden Priester; denn die Beschäftigung mit dem Übersinnlichen umgibt den Priester immer mit einem gewissen Nimbus. Es liegt an der Haltung des einzelnen, ob er aus einem reinen Priester zu einem Zauberer wird. Heraklit (frag. 14 Diels) charakterisiert die Magier wohl als „unheilige“ Schwärmer, sie sind aber in seinen Augen keine Gaukler. Auch Aristoteles meint, daß sie sich sicherlich nicht mit der niedrigsten Stufe

der Zauberei, der „goëtischen Mantik“ oder „Goëtie“, befaßt haben, da diese sich der bösen Geister bedient. Vorhanden war diese natürlich damals so gut wie heute. Dagegen haben die Magier sich als Traumdeuter und Wahrsager betätigt, ganz entsprechend dem griechischen Orakelwesen. Nach seinen ersten Mißerfolgen gegen Kyros hat Astyages die Magier, die seine Träume über den persischen Rebellen falsch ausgelegt hatten, nach Herodot (I, 128) kreuzigen lassen. Die dauernde Ausübung der Sterndeutekunst gehört erst der Epoche nach Alexander d. Gr. an. Magier amtierten auch in lydischen Heiligtümern, und die „Weisen aus dem Morgenlande“ im Matthäus-Evangelium sind persische — antizarathustrische — Priester. Ihr Zug nach Palästina ist geschichtlich erwiesen, und im Hinblick auf sie sagt Goethe: „Denn am Ende sind wir alle pilgernd Könige zum Ziel.“ Nach orientalischer Überlieferung waren es aber nicht drei, wie die mittelalterliche Legende lehrt, sondern zwölf Magier. Zwei davon hießen Zarwändâdh. Zerwan oder Zurwan „die Zeit“ war bei einem Teile des Mazdaismus die höchste Gottheit und zugleich oberster Lichtgott. Desgleichen galt Zerwan bei einer Richtung innerhalb der offiziellen mazdaistischen Religion als der „Vater der Größe“.

So trifft man neben der höheren Weisheit, die an der Geistigkeit der ewigen obersten Gottheit und der ihr entsprechenden Unvergänglichkeit der Seele festhält, auf primitive Gebräuche und Ansichten, auf Sterndeutekunst und Ritualismus, die aus den iranischen Magiern in der Folgezeit die Vorbilder der religiösen Zauberei werden ließen. —

Vielleicht erscheint manchem Zarathustras Lehre weniger bedeutend, als es dem hohen Ruhme seines Schöpfers entspricht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Persertum trotz seiner weit überschätzten Schlappe im Kriege gegen Griechenland stets machtvoll und der nie bezwungene Gegner des römischen Imperiums war. Aber wichtiger als dies ist, daß es sogar unter der alles überflutenden Woge des Hellenismus seine zarathustrische Eigenart behauptete, ja das Wesen dieser Neubildung mit bestimmt hat. Hellenischer Geist paarte sich mit ihm und gab der damaligen Welt vom Gelben Meere bis zum Atlantischen Ozean ein neues Gesicht, und durch die Iranier (wie durch die Syrer) wurde in der Folgezeit der Islam aus einer rein arabischen Bewegung zu einer geistigen Macht, zu der Kultur des Orients.

Solche volksprophetischen Erscheinungen wie Zarathustra hat es übrigens zu allen Zeiten gegeben. In einem Reiseberichte aus der Gegenwart schildert Anton Graf Knyphausen eine Begegnung mit einem solchen Volksmanne in Rumänien. „Weitab von Bukarest, in jener westlichen Gegend, wo diesseits und jenseits der Donau Rumänen in den Dörfern wohnen, predigt Petrache

Lupu, der heilige Hirte der Walachei. Er ist ein kräftiger junger Mann im Alter von 32 Jahren, vom Typus eines Daciers, wie ihn schon die Römer kannten. Seine Geschichte ist sonderbar. Er war ein armer Bauer des Dorfes Magalvit in der rumänischen Landschaft Oltenien, war verheiratet, hatte ein Kind und wohnte in einer kleinen Hütte an der Dorfstraße. Tagsüber hütete er seine Schafe und die der Bauern am Ufer der Donau. Er war 27 Jahre alt, als er, während er in der Abenddämmerung seine Schafe durch den Auwald trieb, Gott sah. Gott stand vor ihm in der Gestalt eines uralten Mannes, dessen ganzer Leib von einem langen Bart bedeckt wurde, und Gott sprach zu ihm und befahl, sein Wort zu verbreiten, und Petrache, der seiner Taubheit halber vom Wehrdienste befreit worden war, verstand Gott. Der Hirte war außer sich über die Erscheinung und lief gen Magalvit und schrie den Leuten zu, die er am Wege traf, sie sollten sich bessern; denn das Verhängnis käme, die Priester sollten die Glocken läuten, und der Bürgermeister sollte dafür sorgen, daß jedermann Recht geschehe... Fünfmal hat Petrache den Alten gesehen. Der Hirte lehrte und wurde über das ganze Land bekannt, er war beim König und bei dem Patriarchen von Bukarest, er wurde von vielen Ministern besucht. Die Obrigkeit hält ihre Hand über ihn. Die Pharisäer und Schriftgelehrten spotten seiner, aber die Bauern und viele Frommen im Lande glauben an ihn, und an manchen Tagen kommt viel Volks auf der Lichtung im Auwald zusammen, an jener Stelle nämlich, an der Gott zum erstenmal erschien..." Ein rumänischer Zarathustra des 20. Jahrhunderts.

TANZ DER DERWISCHE

Von Dr. Hans Ellenberg, Dozent a. d. Universität Jena.

Derwisch ist ein iranisches Wort und bedeutet zunächst: arm. Ihm entspricht das arabische faqir, worunter man bekanntlich einen sich kasteienden indischen Bettelmönch versteht. Die nach ihrem Armutsgelübde als Derwische bezeichneten frommen Muslime, die mit ihrem kultischen Tanz eine besondere Andachtsübung pflegen, sind die Nachfolger und Traditionsbewahrer der Sufis (so nach ihrem wollenen Gewand benannt), die im Mittelalter und darüber hinaus durch ihre Mystik hervortraten und uns unvergleichliche Blüten einer tiefinnerlichen Dichtkunst hinterließen. Noch heute zählen die Gedichte eines Dscheläl-ed-Din Rûmi und eines Hâfiz zu den Perlen der Weltliteratur. Das Ziel dieser vorwiegend iranischen und türkischen

Mystiker war die Vereinigung mit der Gottheit, die sie in einem durch ekstatische Tänze hervorgerufenen Trancezustand zu erreichen suchten. Die eigenartige Symbolik ihrer Sprache, die ihre Bilder dem profanen Leben der Schenkstube entnahm, ist früher oft dahin ausgelegt worden, als ob die Sufis sich einem frivolen Lebenswandel ergeben hätten. Heute weiß man, daß viele ihrer dichterischen Ausdrücke (der Zecher = der fromme Gläubige; der Becher = Symbol der Vereinigung mit Gott; der Falter, der sich am Kerzenlicht die Flügel versengt = Sinnbild der in ihrer Sehnsucht sich verzehrenden Liebe zu Gott) nur als Bilder eines vergeistigten religiösen Lebens zu deuten sind.

Die Derwische — freilich weniger dichterisch veranlagt — haben die alten Andachtsübungen des Tanzes von den Sufis übernommen. Der Tanz als Gottesdienst ist übrigens durchaus keine nur von den Derwischen gepflegte Kultform. Schon bei den alten Griechen und im Mittelalter — man denke nur an die Feste zu Ehren des Dionysos und an die Springprozessionen in der katholischen Kirche — war er der Ausdruck eines höchstgesteigerten religiösen Gefühls.

Der Derwischtanz, der Zikr (Anrufung des Namens Gottes), besteht in langsam beginnenden und sich allmählich zu größerer Schnelligkeit steigern den Drehungen, wobei die Formel: „lâ allâha illâ 'llâhu wa muhammadu rasûlu 'llâhi" unzählige Male wiederholt wird, bis die Tanzenden ganz in den Gedanken an Gott aufgehen und alle anderen Gedanken ausgeschaltet sind. Der Name heulende Derwische ist dadurch aufgekommen, daß bei der ununterbrochenen Wiederholung des Namens Gottes (huwa = „Er“), der Eindruck des Heulens hervorgerufen wird.

In manchen islamischen Ländern ist die öffentliche Andachtsübung der Derwische verboten, weil man in ihnen politisch unbequeme und religiös fanatische Elemente sieht und daher ihren Einfluß auf das Volk eindämmen möchte.

Gewiß verfolgten einige ihrer vielen Orden, deren Zahl man auf einige sechzig beziffert, politische Absichten, wie z. B. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Derwische, die den Mahdi-Aufstand im Sudan hervorriefen, und in neuerer Zeit die Senussi in Nordafrika. Aber mit der Niederlage dieser tapferen Glaubensstreiter durch die Italiener scheinen die Derwische ihre politische Rolle endgültig ausgespielt zu haben. Viele von ihnen sind wirklich fromme Leute mit heiligmäßigem Leben. Sie stehen oft in dem Rufe, das Geheimnis der Levitation zu kennen. Vor einigen Jahren erlebte ich noch eine der aus genannten Gründen selten gewordenen öffentlichen Andachtsübungen

der Derwische in Ammân, der Hauptstadt Transjordaniens, und im Sommer 1939 einen Zikr in Skoplje, wo sich die eifrigen Verehrer Allahs, wie überhaupt in Jugoslawien, ungeschmälerter Freiheit in der Ausübung ihrer Andachtsformen erfreuen.

In dem Gassengewirr des alten Türkenviertels liegt die Tekija, das Kloster der Rufaia-Derwisch'e, dessen offene Gitterfenster den Blick auf die Sarkophage von Heiligen freigeben. Jeden Freitag tanzen sie hier ihren Zikr. In diesem Winkel hat das osmanische Türkentum seine Lebensgewohnheiten und religiösen Gebräuche beibehalten. Hier leben die alten — ach oft so brethaften — Herren mit grauen Stutzbärten und rotem Tarbusch in aller herkömmlichen Beschaulichkeit in ihren weinlaubüberspannenen Gäßchen.

In dem Empfangsraum des Klosters treffe ich das Ordensoberhaupt, einen graubärtigen Schêch. Er heißt mich, mit gekreuzten Beinen auf seinem Stuhl sitzend, willkommen und lädt mich ein, auf der ringsumlaufenden Polsterbank Platz zu nehmen. Ein barfüßiger Laienbruder reicht Kaffee und Zigaretten und entfernt sich, rückwärtsschreitend unter vielen ehrfurchtsvollen Verneigungen demütig mit übereinander gekreuzten Armen. Ich kann mit dem alten Herren nur wenige, pantomimisch unterstrichene Höflichkeiten austauschen, da er weder türkisch noch arabisch spricht, und ich das Serbische nicht verstehe. Die Würde seiner Erscheinung, die abgeklärte Ruhe, die auf seinem vom Alter gefurchtem Antlitz liegt, heischen Achtung. Er nötigt mich, in ein Gästebuch meinen Namen einzutragen. Während der Vorbereitungen, die für den Zikr getroffen werden, betrachte ich die gerahmten frommen Sprüche in Frunkschrift an den Wänden und den Qurân — ein wertvolles, altes Exemplar — auf der mit Blütenblättern bestreuten Fensterbank und werfe einen Blick in die Stille des verschollenen Gartens mit seinen halbversunkenen, turbangeschmückten Türben.

Durch die offenstehende Tür zum Nebengemach sieht man die Laienbrüder sich versammeln und die Ordenstracht: einen schwarzen, grün-umsäumten Talar und die hohe Derwischmütze anlegen. Sie sind keineswegs alle Insassen des Klosters, die sich zum Gottesdienst rüsten, sondern Leute, die tagsüber ihrem Berufe nachgehen und sich nur am Freitag zu diesen Andachtsübungen zusammenfinden. So erkenne ich in dem einen den Gepäckträger vom Bahnhof wieder, der mir meinen Reisekoffer trug, und in einem anderen einen Fruchthändler in der Nähe meines Hotels, bei dem ich verschiedentlich gekauft hatte.

In dem anstoßenden Betsaal mit einer umlaufenden Galerie für die zuschauenden Besucher, über den sich eine achteckige Holzkuppel wölbt, nehmen

die Brüder — neun an der Zahl — dem in einer Nische sitzenden Schêch gegenüber Aufstellung, während zwei Sänger seitwärts knien. Nach dem Vorbild des Alten neigen sie sich viele Male in gleichmäßigem Takt, unaufhörlich den Namen Allahs aussprechend in bestimmten Rhythmen, nach rechts und links. Anfangs langsam, dann immer rascher und leidenschaftlicher. Man spürt die innere Bewegung, die in ihnen vorgeht, das Sichlösen von der Umwelt und das Versinken in metaphysische Bezirke. Auf den Gesichtern beginnt der Widerschein einer visionären Schau und eines inneren Erlebnisses zu leuchten. Die Augen sind wie in eine unendliche Ferne gerichtet und ihre Blicke nicht mehr von dieser Welt. Aufreizend und einschläfernd zugleich ist der unaufhörliche Allahruf. Immer leidenschaftlicher, immer gewaltsamer hervorgestoßen, zuletzt nur noch ein Keuchen, bis er schließlich in ein heiseres Stöhnen ausklingt. Die Bewegungen haben ihre Geschmeidigkeit schon lange eingeübt und gehen nur noch ruckartig vor sich. Eine zunehmende Erschöpfung zeigt sich bei den in völlige Ekstase versetzten Betern. Einer der Sänger, mit entrücktem Blick, begleitet die einförmige Anrufung Allahs mit einer schönen hellen Tenorstimme in kunstvollen Schnörkeln und Arabesken. Sein verzückter Augenaufschlag sucht die Kuppelwölbung, und es scheint, als ob sich ihm eine Herrlichkeit des Himmels öffne. Dieser Stimme zuzuhören, wenn der Chorgesang für Augenblicke aussetzt, ist ein Genuß. Die natürliche Schönheit des Organs und die fromme Begeisterung entschädigen vollauf für die künstlerische Schulung, die dem Sänger abgeht.

Dann nehmen die Tänzer kleine, mit Schellen besetzte Trommeln zur Hand, küssen sie und bearbeiten das Kalbfell mit einem kurzen Lederriemen. Gesang und rhythmischer Trommelklang ergeben neuen Lärm, der an den Nerven reißt. Die Betenden triefen von Schweiß, und die Zuschauer bei der vierziggrädigen Temperatur nicht weniger. Fast eine Stunde hat die Übung schon gedauert. Plötzlich verstummt der Lärm. Auf ein Zeichen des Alten, der jede Bewegung mitgemacht hat, halten die Tänzer inne. Ihr Atem geht stoßweise, die Brust hebt und senkt sich krampfhaft. Ihren Augen sieht man an, wie sie in die Wirklichkeit wieder zurückfinden. Der Schêch spricht ein abschließendes Gebet, und die Ordensbrüder entfernen sich unter ehrfürchtigen Verneigungen vor ihrem Oberhaupt.

Bald hockt der Alte wieder auf seinem Stuhl, gelassen und ohne ein Zeichen von Erschöpfung nach der gewaltigen physischen Anstrengung zu veraten, ganz dem Genuß einer Zigarette hingegeben. Noch einmal wird Kaffee gereicht und zum Abschied erhalte ich ein paar wundervolle La France-Rosen aus dem Klostergarten, noch warm von der Glut der frühen Nachmittagssonne.

EINFLUSS DER GEMEINSCHAFT

(Frei nach Saadi.)

Einst hat ein Freund mir heimlich hingelegt
für's Bad ein Päckchen; das roch wunderbar.
Ich macht' es auf, entzückt und dankbewegt —
Ein Stückchen Erde schien es nur zu sein.

Ich fragte: „Sag', du rätselhaftes Ding,
ganz Wohlgeruch, von Ansehn so gering,
bist du ein seltnes Duftgebild'?" Da spricht's:
„Ein Stückchen Erde bin ich, weiter nichts.

Doch lebt' ich in Gemeinschaft lange Zeit
mit einer Rose, voll von Lieblichkeit.
Sie hat mit ihrem Duft mich ganz durchtränkt
und mir damit den inneren Wert geschenkt."

Alfred Bach.

IN EIGENER ANGELEGENHEIT

Die Presseabteilung der Columbia-Universität, New York, bringt in ihrer *Revue of religion* eine Besprechung der in unserem Verlag als Sonderdruck erschienenen *Einleitung in den Heiligen Qurân* von Maulana Sadr-ud-din. In dieser Besprechung wird bemängelt, daß die sog. kritisch-literarischen Fragen betreffs des Textes, des Baus der Suren, der Zeit ihrer Entstehung usw. nicht erörtert worden sind, sondern daß sie nur eine Art Verteidigungsrede für den Qurân sei. Der Verfasser der *Einleitung* sei zwar gezwungen, zuzugeben, daß manche im Qurân behandelten Dinge schon in früheren heiligen Schriften vorhanden waren, er mühe sich aber ab, Gründe dafür zu finden, daß die quranische Darstellung besser sei. Hauptsächlich richten sie sich gegen die Bibel. Die amerikanische Besprechung der „*Einleitung*“ vermißt ferner die Berücksichtigung und Verwertung der reichen Ergebnisse der deutschen Forscherarbeit. Nur auf englische Autoren schiene sich seine Bekanntheit zu erstrecken. — Wir bedauern diese Besprechung außerordentlich; denn alle vom Kritiker vermißten Aufklärungen über den Text und seine Aus-

legung, über die Suren und die Zeiten ihrer Entstehung usw. sind in dem Kommentar, der das Quranwerk Seite für Seite begleitet, ausgiebig gegeben worden.

Die Schriftleitung.

DIE „GROSSE KONJUNKTION“ UND DAS WELTGESCHEHEN

Vorabdruck aus:

Robert Henseling: Himmelskalender für 1941. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Der „Stern der Weisen“ ist wiedergekehrt.

Gegenwärtig werden auch viele von denen zu den Sternen schauen, die es sonst nie tun. Ein Sternpaar zieht mit Macht am Abendhimmel die Blicke der Erdbewohner auf sich. Beide Sterne leuchten in außerordentlichem Glanze, der eine so königlich machtvoll, daß nur der Morgenstern ihn an Helligkeit übertrifft. Abend für Abend stehen die beiden am Himmel. Nur unmerklich ändern sie ihre Stellung zueinander. Im Juli und August waren die beiden Sterne in der zweiten Nachthälfte zu sehen. Seit September steigen sie immer zeitiger vor Mitternacht empor. Im November gehen sie um Sonnenuntergang herum auf und erst am Morgen unter, stehen um Mitternacht in der Höhe des Südhimmels. Ihr Glanz nimmt bis dahin stetig zu, dann langsam wieder ab. Aber noch bis zum Februar 1941 bleiben sie beieinander. Keiner unter uns sah schon ein gleiches Schauspiel. Das letztemal ereignete es sich von Oktober 1682 bis Mai 1683, und die nächste Wiederkehr des großartigen Schauspiels fällt ins Jahr 1981, die darauf folgende in den Winter 2238/39.

Es sind keine neu erschienenen Sterne, sondern die beiden sonnenfernsten der mit bloßem Auge sichtbaren Wandelsterne, Jupiter und Saturn — und ein ganz gleichartiges langwährendes Beisammensein der beiden fand im Jahre 7 vor der christlichen Zeitwende statt. Es ist so gut wie sicher, daß nichts anderes als eben diese „große Konjunktion“ von Jupiter und Saturn den Anlaß zu dem biblischen Bericht vom „Stern der Weisen“ gegeben hat.

Über den ästhetischen Reiz und die Seltenheit hinaus liegt die besondere Bedeutung solcher langer Unzertrennlichkeitszeiten von Jupiter und Saturn in der Verknüpfung dieses einzigartigen Himmelschauspiels mit der Kulturgeschichte des Sternhimmels von Jahrtausenden her, über die Messiasgestir-

nung weit zurück bis zu denkerischen Grundlagen frühester Menschengesittung überhaupt. Geklärtes wissenschaftliches Denken über den Rhythmus des Weltgeschehens und das Ringen ungezählter philosophisch-religiöser Persönlichkeiten von platonisch-keplerischer Prägung um die Offenbarung des Schöpfers im lebenden Weltganzen sind immer wieder zu diesem erstaunlichsten aller Himmelsereignisse zurückgekehrt; und die Schicksalsneugier und Weltangst des gemeinen Haufens ließ sich in den vergangenen Jahrtausenden der Sterngläubigkeit schon von den alle 20 Jahre wiederkommenden kurzen Vorübergehungen Jupiters an Saturn immer erneut zu grotesken Furcht- und Wunderphantasien erregen.

Was bekommen wir zu sehen und wie erklärt sich das? Was hat das Himmelschauspiel mit dem Stern von Bethlehem zu tun? Und wie hängt es mit menschlichem Denken, Glauben und Wähnen über Weltordnung und Menschheitsschicksal zusammen? Diese Fragen sollen nacheinander beantwortet werden.

Die beiden Planeten wandern langsam unter den Fixsternen nach links hin (ostwärts). Der raschere Jupiter überholte den schleichenden Saturn Mitte August. Schon damals aber verlangsamten beide ihren ostwärts gerichteten Gang. Sie kamen zum Stillstand, und vom September bis zum Jahresende wandern sie zurück (westwärts), dann halten sie wieder inne, endlich vom Januar 1941 an wenden sie zu dauernder Ostwanderung um, astronomisch gesprochen: sie werden endgültig wieder rechtläufig. So schreiten die beiden wie in tiefem Bedenken miteinander, monatelang. Grübelnd geht Jupiter neben dem bedachtsameren Saturn hin und her. Er ist ihm dabei Mitte August, Mitte Oktober und Mitte Februar am nächsten. Dann erst wandert er davon. Die hochwichtige Himmelskonferenz ist beendet, der Ratschluß scheint gefunden. War es vielleicht so, daß Jupiter sich Rat oder Befehl bei der Weisheit des unerschütterlich geruhigen Saturn einholte?

Auch für uns hat dieses beharrliche, leise Bewegen zweier zu immer mächtigerem Glanze anschwellender Sterne im ewig unveränderlichen Bilde des Fixsternhimmels, Tag um Tag, monatelang, einen seltsam magischen Zauber. Wieviel mehr für die Alten, denen die Wandelsterne, wo nicht selbst Götter, so Dolmetsche göttlichen Willens waren!

Die astronomische Erklärung ist nicht schwierig. Jupiter, fünffach so weit von der Sonne wie die Erde, und Saturn, doppelt so weit von uns entfernt wie Jupiter, schreiten gleich der Erde stetig in ihrer Umlaufbahn um die Sonne dahin, aber weit langsamer als die Erde. Jupiter vollendet einen Himmels-umlauf in rund 12 Jahren, Saturn in rund 30 Jahren. Anfang November 1940

kommen Jupiter und Saturn gleichzeitig in Gegenschein (Opposition) zur Sonne. Von der Sonne aus gesehen stehen dann Erde, Jupiter und Saturn in einer Linie hintereinander; entsprechend sehen wir unserseits Jupiter und Saturn zusammenstehen. Das Zurückwandern der beiden Planeten um die Oppositionszeit aber ist nur Schein. Wer in schnellerem Zuge einen langsamen überholt, glaubt wohl zu sehen, daß der andere in entgegengesetzter Richtung fahre. So geht es uns mit den beiden fernen Planeten, während sich die Erde vergleichsweise rasch zwischen ihnen und der Sonne bewegt, dabei den Jupiter und Saturn überrundend. Der Helligkeitszuwachs um die Oppositionszeit erklärt sich daraus, daß wir den Planeten dann näher sind als zu irgendeiner anderen Zeit und daß wir ihre volle beleuchtete Oberflächenhälfte vor Augen haben.

Aus den Umlaufgeschwindigkeiten ergibt sich, daß nur etwa alle 20 Jahre Jupiter, von der Erde aus gesehen, den Saturn überrunden kann. Solches Überrunden fand zuletzt im September 1921 statt; aber damals standen die beiden Planeten so nahe bei der Sonne, daß sie wochenlang nicht gesehen werden konnten. Etwas günstiger lagen die Verhältnisse das vorletzte Mal, im Oktober 1901. Da konnten Jupiter und Saturn in den frühen Abendstunden beobachtet werden. Daß aber die Erde zur Zeit des Überrundens mehr oder minder genau in der Verbindungslinie von der Sonne zu Jupiter und Saturn steht (d. h., daß die Konjunktion mit der Opposition der beiden Planeten zur Sonne zeitlich zusammenfällt), trifft nur sehr selten ein, in der Zeit vom zehnten bis dreiundzwanzigsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung meist in Zeitabständen von rund 250 bis 260 Jahren. Ausnahmsweise kann es häufiger geschehen. Nur bei den auf diese Art ausgezeichneten seltensten aller Planetenkonjunktionen verweilen Jupiter und Saturn monatelang beieinander und treten mehrfach zusammen.



Mond, Sonne und Sterne schufen dem noch ganz naturabhängigen Menschen durch ihr Kommen und Gehen eine vor Augen sichtbare Ordnung von Zeit und Geschehen. An den Gestirnen gewann der von allen drohenden Ungewißheiten der Umwelt bedrängte und gefesselte Mensch in langer Vorzeiterentwicklung allmählich erlösende Einsicht in die gesetzhafte Ordnung der Welt. Der noch nicht zu solcher Erkenntnis Gediehene findet sich in einer Umwelt voller beängstigender Willkür. Erst die Gestirne führten zu einem Ahnen besseren Weltwesens, dann zu einem immer bewußteren Sichbeugen unter die gebietende und tragende Gesetzhaftigkeit des Geschehens. So entstanden die

Gestirnreligionen — die freilich belastet blieben mit tausendfältigem Dämonenwahn der Vorzeit. Und so auch geschah es, daß unser Wort „Recht“ sich vom täglichen Lauf der Gestirne ableitete; ost-westlich, nach rechts hin. Bei scheinender Sonne war Recht zu sprechen, und die rechtfindende Versammlung hatte sich sinnvoll nach den Himmelsrichtungen anzuordnen.

Vor 2000 Jahren stand die mittelmeerisch-vorderasiatische Welt im vollen Verfall tausendjähriger Sternreligionen, denen die Gestirne die sichtbaren Götter, die Offenbarer der Weltordnung, waren. Bis zur äußersten Überspitzung waren systematische Verknüpfungen alles erdenklichen Irdischen mit dem Himmel und seinen Gestirnen ausgebildet worden. „Eine Nabelschnur verbindet Himmel und Erde“, sagt tiefsinnig ein Keilschrifttext. Es gab nichts, was nicht in das tausendfältige Beziehungsgewebe eingesponnen gewesen wäre: Winde und Wetter, Völker und Länder, alles Lebende und Tote auf Erden hatte Verwandtschaft, Entsprechung und Beherrscher am Himmel, in seinen Bezirken, in den Fixsternen und vor allem in den „wie lebend“ bewegten Wandelgestirnen. In den Grenzbezirken von Asien, Afrika, Europa erlebte damals der astrologische Aberwitz in seiner europäischen Form die erste Hochblüte, als scheinwissenschaftlicher Nachfolger und Erbe überalteter, in sich zusammensinkender Sternreligiosität.

Planetenbegegnungen mußten in dieser Welt als besonders bedeutsame Vorzeichen und Ankündiger göttlicher Ratschlüsse gelten, allen voran die weitaus seltensten dreifachen von Jupiter und Saturn (namentlich wenn auch Mars mehr und minder nahe dazukam). Jupiter war der Stern der Könige, Saturn der Gott der Saaten, der Erdentiefe, der Zeiten, die „Sonne der Nacht“, der „Stern von Recht und Gerechtigkeit“. Mußte man nicht Zeitwende-Erwartung, Erlöserhoffnung an diese erhabensten aller Sternzusammenkünfte knüpfen? Nicht nur damals geschah das; es erneuerte sich aufs lebendigste, als von Toledo her arabische Konjunktionastrologie nach Paris und zu allen anderen geistigen Mittelpunkten mittelalterlichen Lebens vordrang, zwar heftig umstritten wurde, aber um so tiefer auch weiteste Volkskreise in ihren Bann zog. Tausende mittelalterlicher Praktiken und Einblattdrucke für den Laienbedarf legen Zeugnis davon ab.



Im Jahre 7 v. Z. geschah es seit 8½ Jahrhunderten zum ersten Male wieder, daß Jupiter und Saturn zu einer langwährenden, gut sichtbaren Konjunktion im Sternbild Fische (das damals mit dem gleichnamigen Bezirk des Tierkreises übereinstimmte) zueinander traten. In den Fischen: das war jener Him-

melsteil, dem astrologische Lehre das Westland (von Babylon aus: Syrien mit Palästina) zuordnete. Saturn aber war der Planet dieses Landes und wurde von den Juden als ihr besonderer Schutzstern verehrt, dessen Anteil an der Siebentageweche sie zu ihrem geweihten Tage machten (Sabbat: Samstag, vgl. englisch *saturday*, *Saturnstag*, und niederdeutsch *Saterdag*). Der königliche Stern der Herrschaft trat in der bedeutsamsten aller Himmelskonstellationen zum Planeten der Juden und ihres Landes, im Tierkreiszeichen dieses Landes! In Palästina war die Erlöserhoffnung nicht geringer als irgendwo sonst in jener unbefriedeten Zeit. Kein Wunder, wenn jüdische Astrologen in Babylon von dem Nahen der langwährenden Konjunktion (deren Charakter man damals gut voraussehen konnte) höchlich erregt wurden, vielleicht auf die politische Auswertbarkeit dieses hochbedeutsamen himmlischen Zeichens spekulierten und sich zur Reise nach Palästina anschickten, die sie bei guter Jahreszeit zurücklegen konnten, wenn sie früh genug ankommen wollten, um die Zeit der dritten Planetenzusammenkunft nicht zu versäumen. Dieser Zug der Magier, von dem bei uns bisher so volkstümlichen Zauber des Dreikönigssterns verklärt und so ganz als legendäre Dichtung anmutend, ist vielleicht gerade das Geschichtliche an der Matthäuserzählung. Dies endgültig in gründlicher Untersuchung astronomisch und philologisch-historisch geklärt zu haben, ist das Verdienst des Berliner Forschers Oswald Gerhardt.

Seit Jahrhunderten ist das Problem des Sterns der Magier von den verschiedensten wissenschaftlichen und Konfessionsstandpunkten aus immer wieder umstritten worden. An einen besonders hellen „Neuen Stern“ hat man gedacht, auch an eine Kometenerscheinung, etwa den Halleyschen Kometen, der im Jahre 12 v. Z. in wenig auffälliger Weise sichtbar war. Keiner unter all den früheren Deutungsversuchen kann der Prüfung standhalten. Der Hinweis auf die „Große Konjunktion“ dagegen ist im Einklang mit allen uns bekannten allgemein geistesgeschichtlichen und geschichtlichen sowie astronomischen Tatsachen. Was vereinzelt noch philologisch oder konfessionell umstritten wird, sind sachlich belanglose, nicht schwer durchschaubare Sonderauffassungen. Auch rein zeitlich ist das Jahr 7 v. Z. als das Jahr des Sterns von Bethlehem in bestem Einklang mit den sicheren geschichtlichen Tatsachen, wie z. B. dem Tode des Herodes 4 v. Z. (Daß die christliche Zeitwende um mindestens vier Jahre zu spät angesetzt worden ist — unsere Zeitzählung wurde erst im 6. Jahrhundert, ziemlich willkürlich, festgelegt! — wies schon zu Keplers Zeit der Jesuit P. Deckers nach.) Selbstverständlich darf man nicht *de posse ad esse* argumentieren. Der Nachweis hoher geschichtlicher Wahrscheinlichkeit bedeutet nicht die Erhärtung geschichtlicher Wirklichkeit.

Im Mittelalter haben jüdische Astrologen erneut Messiaspekulationen an die große Konjunktion geknüpft, nicht nur für ihre Gegenwart. Ihre Annahme, daß schon Moses von einer solchen Konstellation heraufgeführt worden sei, mag auf alter Überlieferung beruhen. Sie ist nicht haltbar, aber ebenso typisch wie entsprechende Behauptungen über Mohammed, Luther und andere.



In Babylonien galten Jupiter und Saturn in Konjunktion bereits als „die zwei großen Sterne“, und von Konjunktionen Jupiters mit Mars fürchtete man Unheil. Die Araber machten vor allem jede Begegnung von Jupiter, Saturn und Mars zu schwerster Unheilsdrohung, je nach dem Zeichen des Tierkreises, in dem sie stattfand. (Diesmal tritt Mars erst im Frühjahr 1942 zu Saturn und Jupiter, die dann schon 20 Grad voneinander entfernt sind.) Bekannt ist Sebastian Brants ergötzliches Einblattbild der großen Konjunktion von 1504 im Krebs mit seinem kernigen Mahngedicht. Jede Art von Unheil wurde prophezeit, Kriegsjammer und Seuchen, Hunger, Wassersnot, Aufruhr gegen geistliche und weltliche Obrigkeit. Als H. v. Langenstein im 14. Jahrhundert wider die Konjunktionsastrologen auftrat, die die Pest den Sternen zur Last legten, tat er das gegen die „Fachleute“ der damals allbeherrschenden Pariser Universität. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde die große Konjunktion von 1484 für das plötzliche starke Auftreten der Syphilis verantwortlich gemacht, und es entstand auf lange hinaus eine uferlose medizinisch-astrologische Auseinandersetzung.



Mannigfach hat sich Kepler mit den großen Konjunktionen und ihrer Periodik beschäftigt. Eine Veranschaulichung dieser Periodik für seine Schüler führte den jungen Magister zu seiner beglückenden Jugendvision vom Weltensbau gemäß der geometrischen Harmonie der regelmäßigen Platonischen Vielflächner. Und das Wunder des hellen Neuen Sterns von 1604 nahe zur Zeit und nächst dem Ort der damaligen großen Konjunktion führte ihn ganz nahe an die zutreffende Deutung des „Sterns der Magier“. Kepler war der erste, der mit ihm die Konjunktion von 7 v. Z. in Verbindung brachte; freilich meinte er, es möge auch damals ein neuer Stern erschienen sein. Dem Reiz der alten Weltperiodenspekulation entzog Kepler sich nicht. Er fand Gefallen an der Idee, der große 800-Jahres-Zyklus des Wanderns der großen Konjunktionen im gleichen „Trigon“ des Tierkreises bestimme den Weltrhythmus von Adam über Enoch, Noah, Jesaias, Jesus, Karl den Großen zu seiner eigenen, so offensichtlich zu grundstürzend Neuem überleitenden Gegenwart.

Diese Rolle der Planeten, namentlich aber des Jupiter und des Saturn als Großperiodenregler, die übergeordnet neben Mond und Sterne treten, ist seit sehr alter Zeit von der astronomisch-chronologischen Seite her grundlegend für die daran anknüpfenden Spekulationen des astrologischen Wahns gewesen. Was die Astronomen dabei suchten, war ein „Platonisches Jahr“ im umfassendsten Sinne: die Periode, binnen derer sämtliche Gestirne wieder genau zu ihrem Ursprungsorte, etwa „vom Schöpfungstage“, zurückkehrten und das Weltgeschehen in seiner Gesamtheit einen neuen Großjahrgang an den alten fügte. In Indien und China wurden solche rein astronomische, auf Rechnung fußende Spekulationen bis zu vielen Millionen, ja Milliarden Jahren gesteigert — denn man suchte vergebens; die vielen verschiedenen Umlaufzeiten mit ihren Unregelmäßigkeiten lassen sich so nie „unter einen Hut bringen“. In der indischen Kaliyugarechnung hat sich eine derartige Spekulation sogar in der praktischen Zeitrechnung ausgewirkt. Der Beginn jener Ära (des gegenwärtigen, „eisernen“ Zeitalters) wurde auf den 17./18. Februar des Jahres 3102 v. Z. angesetzt — weil da sämtliche Planeten mit Sonne und Mond am selben Orte, im Sternbild der Fische, beisammengestanden hätten. Dem war freilich in der Wirklichkeit nicht so. Nur: die Wandelsterne und der Mond verteilten sich, fast alle in den Sonnenstrahlen unsichtbar, auf einen Bereich bis zu etwa 14 Grad östlich und 28 Grad westlich der Sonne.

Robert Henseling.

INDIEN MIT INDISCHEN AUGEN GESEHEN

Von Mustafa Nabulsi.

Herr Dr. Emran Husain Chowdhury, unser früherer Schatzmeister und auch jetzt noch Mitglied der Deutsch-muslimischen Gesellschaft e. V. in Berlin, hat seine Doktordissertation nunmehr als Buch unter dem Titel „Der indische Arbeiter unter britischer Herrschaft“ erscheinen lassen (Verlag Konrad Tritsch, Würzburg-Aumühle, 1940. VII, 125 S. RM 3,90). Dieses Werkchen ist ein Zeitdokument ersten Ranges, das die ganze soziale Roheit und Heuchelei des Engländeriums speziell in Indien anprangert. Wenn auch die übrige Welt über die Verklavung Indiens bereits seit langem Bescheid wußte, so haben wir hier auf Grund von einwandfreiem Quellenmaterial die wissenschaftliche und ausführliche Darlegung aller Einzelheiten. Tief erschüttert lesen wir hier von dem Drucke niedrigster Löhne, überlanger Arbeitszeiten, unwürdiger Arbeitsbedingungen, unsagbarer schwerer steuerlicher Belastung usw., wodurch „die geistige Stagnation und der

sittliche Niedergang innerhalb des Volkes" dauernd zunimmt. England hält gewaltsam die wirtschaftliche Entwicklung und die Erschließung der natürlichen Hilfsquellen, z. B. der Erzvorkommen, zurück, und diese industrielle Rückständigkeit ist dann wieder die Ursache der immer wiederkehrenden großen Hungersnöte. Andererseits hat die aufgezwungene englische Fabrikware die indische Hausindustrie und die Gewerbe — einst in der ganzen Welt hochgeschätzt — vernichtet. Daraus erklärt sich auch, daß dreiviertel aller Inder über 5 Jahre, also 260 Millionen, völlige Analphabeten sind, daß die Landflucht erachtet wird als „der einzige Weg der Sklaverei zu entgehen“, und daß — vor allem durch die rückhaltsloseste Kinderarbeit — die durchschnittliche Lebensdauer in manchen Landesteilen nur 22 (!) Jahre beträgt. Dabei hat es England mit raffinierter Geschicklichkeit verstanden, seine nackte Machtpolitik mit dem Schein des Fortschritts und der „Humanität“ zu tarnen, gleichwie es sich ja auch jetzt wieder bemüht hat, seinen als Raubkrieg geplanten Überfall auf das deutsche Volk als gottwohlgefälligen „Kreuzzug“ der Welt anzupreisen. Immer noch ist es emsig beschäftigt, den Schein des Volksbeglückers und -befreiers aufrecht zu erhalten, während in Wirklichkeit sein Weg zur Weltmacht mit Blut und Gemeinheit über und über besudelt ist. Nach Kenntnisnahme der ausgezeichneten Husainschen Schrift erscheint es jedem anständigen Europäer als ein Rätsel, wie selbst durchschnittlich kluge Inder, denen man auch eine ehrenhafte Gesinnung nicht absprechen möchte, sich für die Versklaver ihres Volkes einsetzen können und förmlich stolz auf sie sind. Abschließend bespricht der Verfasser die Möglichkeiten, die entsetzlichen Arbeitsbedingungen der Arbeiter zu bessern.

Nicht minder grausig ist das soziale Elend der ackerbauenden Bevölkerung, wie es uns Frau Hamid in ihrer vorzüglichen Novelle „Der Kampf des Bauern Abdul Rahim“ schildert. Wir lesen, nein, wir erleben in ihrer lebenswahren Darstellung, wie der durch Dürre und Mißernten völlig verschuldete Bauer, der ein krankes Kind zu Hause hat, von seinem Pachtlande fort muß, weil er seit langem die Miete dafür nicht bezahlt hat. Aber ihm geht es nicht allein so, und andererseits wird auch der Besitzer, von dem Abdul Rahim das Land hat, von der englischen Steuerbehörde bewuchert. Statt der ausstehenden 250 Pfund verlangt sie das Dreifache mit der Begründung, daß Versäumniszuschläge, Zinsen und Mahngebühren die ursprüngliche Schuld so hätten anwachsen lassen. Dieser ganzen Berechnung liegt aber nur die Absicht der englischen Regierung zu Grunde, das Gelände zu enteignen und dadurch billig zu Grund und Boden für Fabriken zu kommen. Der verzweifelte Widerstand der Bauern bei der Pfändung wird durch englische Truppen blutig und schnell niedergeschlagen, der Besitzer und seine Pächter getötet und die Hütten verbrannt. Sogar der Sohn des Besitzers, der in England Medizin studiert hatte, wird daran

gehindert, seinem sterbenden Vater Linderung zu schaffen. Er erschießt den die Leichen bewachenden Soldaten und wird verhaftet. Mit den Worten: „Die ewige Frage der unterdrückten Völker bleibt immer vor Englands Gewissen stehen: Wann werden wir frei sein? Wann? Wann wirst du endlich dein Recht behaupten, Mutter India?“ schließt die ergreifende Schilderung der englischen Niedertracht in Indien.

In Osaka wurde der „Asiatische Volkswohlfahrtskongreß“ eröffnet, an dem 2000 Delegierte aus elf Nationen, darunter aus Deutschland und Italien, teilnahmen. Für Deutschland sind als Vertreter der DAF die Hauptamtsleiter Selzner und Gohdes anwesend. Veranstalter des Kongresses sind die japanischen halbamtlichen Organisationen, die auch an den Kongressen in Hamburg teilgenommen haben und die Ideen des Internationalen Zentralbüros „Freude und Arbeit“ vertreten.

Von sachkundiger Seite wird darauf hingewiesen, daß die italienischen Erfolge in Afrika weitreichende Rückwirkungen auf die gesamte Moslem-Welt haben, die äußerst gefährlich nicht nur für das Prestige, sondern sogar für den Bestand der englischen Besitzungen in Asien werden könnten. Selbst die „New York Times“, die immer eine englandfreundliche Haltung einnimmt, kommt zu der Erkenntnis, daß die aufmerksame Welt des Islams von den englischen Schlappen nicht unberührt bleiben wird. Seit der ablehnenden Stellung des Allindischen Kongresses ist das indische Problem enger als zuvor an das arabisch-vorderasiatische geknüpft worden. Das ist aber auch von indischer Seite nicht ohne Überlegung geschehen; denn die anglo-indischen Führer der Mohammedaner sind im Falle neuer militärischer Katastrophen der britischen Kolonialarmee keiner einheitlichen Politik mehr mächtig.

Anfang November 1940 warteten 4000 Mekka-Pilger aus Niederländisch-Indien an der Küste Saudi-Arabiens auf eine Gelegenheit zur Heimreise. Da die von der niederländisch-indischen Regierung seinerzeit versprochenen Schiffe längst überfällig sind, ist die Lage dieser vollständig mittellosen Pilger ganz verzweifelt. 800 Pilger sollen bereits an Hunger und Krankheiten umgekommen sein. Hilferufe wurden an Japan und die Vereinigten Staaten zur Entsendung von Schiffen gerichtet.

BUCHBESPRECHUNGEN

Die Form der Eheschließung nach türkischem Recht, ein Beitrag zum internationalen Privatrecht, betitelt sich eine von Universitätsprofessor Dr. Gotthard Jäschke auf Grund einer

zehnjährigen Stoffsammlung entstandene Abhandlung, die der Verfasser in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde „Die Welt des Islams“ (Band 22) veröffentlicht. Der in Orientalistenkreisen hochgeschätzte Autor bringt eine übersichtliche Zusammenstellung des osmanischen Rechts in der Eheschließung, angefangen von den jahrhundertlang allein maßgebenden Vorschriften des Scheriatrechts bis zur Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuchs, wodurch der endgültige Bruch mit der islamischen Tradition vollzogen wurde. Die einzelnen Etappen auf diesem Wege, der sich über einen Zeitraum von 45 Jahren erstreckte, sind: Die Nüfus-Gesetzgebung vom Jahre 1881, die vorläufige Regelung vom 25. Oktober 1917 und das Zivilgesetzbuch von 1926. Die Nüfus-Gesetzgebung, die dem Wunsche entsprang, die osmanischen Staatsangehörigen statistisch zu erfassen und durch Eintragung gegenüber den Schutzgenossen der fremden Mächte klar abzugrenzen, hatte zum ersten Male auch das Eherecht allgemein geregelt. „Die Eheschließungen zwischen Muhammedanern werden auf Grund von Ermächtigungsschreiben der Scheriatgerichte und diejenigen der nichtmuhammedanischen Gemeinden auf Grund von solchen ihrer geistlichen Oberhäupter vollzogen. . . Spätestens acht Tage nach der Eheschließung hat der sie vollziehende Imam oder Geistliche eine Bescheinigung zur Beglaubigung der Eheschließung dem Beamten des Bevölkerungsregisters einzureichen.“ Muster eines Ermächtigungsschreibens und einer Heiratsurkunde sind beigegeben. Im Jahre 1900 wurde die Nüfusverordnung auch auf die Ausländer ausgedehnt. Ausführlich wird die Bedeutung der verschiedenen Bestimmungen je nach dem Recht der betreffenden Religionsgemeinschaft besprochen.

Das Familienrechtsgesetz vom 1917 beruht auf der Forderung, die Gerichtshoheit des Staates auf dem letzten ihm entzogenen Gebiet herzustellen. Infolge Aufhebung der Kapitulationen haben die Konsulargerichte aufgehört zu bestehen. „Die geistlichen Gerichte der Nichtmuhammedaner wurden geschlossen, die Zuständigkeit der Scheriatgerichte dagegen wurde erweitert.“ Dieses Gesetz von 1917 befaßte sich auch mit der Möglichkeit der Ausschaltung der Polygamie, bemühte sich, der Frau eine höhere Stellung anzuweisen und den Islam den Forderungen des 20. Jahrhunderts anzupassen.

Die Ehe sollte aus einem privaten Vertrag zu einem öffentlichen Akt gemacht werden. Dem Staate allein käme es zu, eine Eheschließungsform festzusetzen, von deren Beobachtung seine Anerkennung der Ehe abhängen müsse. Um diese Form dem geltenden Recht möglichst anzupassen, wurden für Moslems und Juden einerseits und für Christen andererseits getrennte Vorschriften

ausgearbeitet. Aber gegen die unterschiedliche Behandlung der Staatsangehörigen nach ihrer Religion erhoben sich Bedenken.

Man ersieht schon aus diesen wenigen wörtlich übernommenen Sätzen wie wissenschaftlich wertvoll die Lektüre der Abhandlung nicht nur für den Juristen, sondern auch für den Laien ist. Der Ladenpreis beträgt 5,— RM.

„Die Welt des Islams“ enthält im 22. Band außerdem einige Proben aus **Häfiz Wahba's Arabienbuch**. Der Übersetzer, Rudi Paret, unsern Lesern wohlbekannt als Bearbeiter der arabischen Sprachlehre von Ernst Harder, gibt in der Einleitung Aufschluß über den Verfasser und sein Werk. Wir erfahren, daß Häfiz Wahba, ein Ägypter, alter Mitarbeiter und Vertrauensmann Ibn Sa'uds ist und als solcher das Werden des Großarabischen Reiches in nächster Nähe des Königs miterlebt hat. Sein Buch entstand durch einen bedeutsamen Fund, den er im Vorhof des Regierungsgebäudes in Mekka machte, wohin er Ende 1924 in politischer Mission gesandt wurde. Er entdeckte dort in herumliegenden Papierhaufen die Verwaltungsakten der nach Gidda geflüchteten häsimidischen Regierung und sonstige „wichtige politische Dokumente zur Geschichte der verschiedenen Abschnitte des arabischen Aufstands und der arabischen Bewegung“, die er seinen Landsleuten nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Sein Buch zerfällt in eine geographisch-ethnologische Übersicht über den mittelarabischen Ländergürtel nebst einem Überblick über die neueste Geschichte des Higāz und in einen Anhang, der Urkunden zur neuesten Geschichte dieser Länder aus den Jahren 1910 bis 1923 bringt.

Die veröffentlichten Proben behandeln: I. Die Vorgeschichte der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Ibn Sa 'ud und Husain, II. Das persönliche Leben Ibn Sa 'uds (anders als man's in Unterhaltungsblättern liest), III. Die von Ibn Sa 'ud durchgeführten Reformen und IV. Die Ihwān. Schon die Überschriften dieser Abschnitte lassen ihren fesselnden Inhalt erraten.

Beide Schriften sind als Sonderdrucke im Kommissionsverlag Otto Harrassowitz, Leipzig, erschienen.

ALBERT DREETZ und DIETMAR SCHMIDT :
SO SEID IHR WIRKLICH.

Kulturhetze und Kulturzerfall in England. Verlag Wehrfront Alfred Becker. Berlin 1940. 64 Seiten. Kart. 1,20 RM.

Während die politische Gewissenlosigkeit Englands in der ganzen Welt bekannt ist, hat sich seine Kultur- und Religionsheuchelei geschickter zu tarnen verstanden. Schonungslos reißt das vorliegende Werkchen dem verlogenen

England die Maske herunter. Englands Kulturschlagworte und -phrasen, seine raffinierte Werbung für „Gentleman-Kultur“, die heimtückische Beeinflussung der amerikanischen Schulbücher (in zwei Jahren 620 Millionen Mark Bestechungsgelder!), seine Propagandafilmpraxis, seine Verhöhnung und Beschmutzung aller deutschen sozialpolitischen Maßnahmen und vieles andere mehr wird schonungslos aufgedeckt. Eine ausführliche Literaturangabe erhöht noch den Wert dieses Werkchens, das — im Orient wenigstens — selbst heute noch nicht überflüssig sein dürfte.

B. H.

OTTO SCHLOIFER:

BANA ULEIA.

Verlag Dietrich Reimer. Berlin 1939. 352 Seiten mit 93 Abbild. auf Tafeln
Geb. 8,50 RM.

Kein Kolonialbuch des letzten Jahrzehnts hat in gleichem Maße das Interesse von jung und alt zu fesseln vermocht, wie die vorliegende Darstellung des Lebenswerkes eines unserer erfolgreichsten Kolonialpioniere. Bescheiden schreibt er im Vorwort: „Wenn ich mich jetzt noch entschieße meine Erinnerungen niederzuschreiben, so geschieht es aus folgendem Grunde: Nachdem uns der Führer die Wehrhoheit, die Rheinlandbesetzung und das Großdeutsche Reich geschenkt hat, glaube ich zuversichtlich, daß er uns auch die Kolonien wieder verschaffen wird. Alsdann wird sich ein Strom junger Menschen über sie ergießen, die sicherlich vom besten Willen beseelt sind, aber praktische Erfahrung mit Land und Leuten dort nicht besitzen. Ihnen möchte ich einige Winke geben.“ Weit über diese allzu bescheidene Zielsetzung hinaus ist Schloifers Werk das Hohelied deutschen Kolonialmutes, Weitblicks und Opferwillens, die beste Widerlegung der heuchlerischen Verlogenheit im Versailler Diktat. Während England und Belgien es nur auf Ausplünderung und Frankreich auf Menschenmaterial für Kriegszwecke abgesehen hatten, erwarb Deutschland seine afrikanischen Besitzungen durch Verträge und ohne Schädigung der Eingeborenen, um Lebensraum und Rohstoffe, die es selbst nicht besaß, zu gewinnen. Die in Schloifers Werk geschilderten und von ihm selbst ins Leben gerufenen wirtschaftlichen Unternehmungen und seine beiden Afrika-Durchquerungen werden stets ein Ruhmesblatt der deutschen Kolonialgeschichte bleiben. Nicht umsonst nannten ihn die Eingeborenen „Bana Uleia“ d. h. Herr Europa. Neben viel Belehrendem erfreut — auch unsere reifere Jugend! — den dankbaren Leser viel Heiteres. Ein Buch, das man lieb gewinnt.

B. H.

LUDWIG RÜGER:
DIE BODENSCHÄTZE GROSSDEUTSCHLANDS.

(H. C. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.
Zweite neubearbeitete Auflage. 360 S., 86 Abbildungen und 4 Lagerstättenkarten.
Geh. 4,80 RM., geb. 6,50 RM.)

Schon seit Beginn des Vierjahresplanes und jetzt im Kriege ganz besonders stehen Deutschlands Bodenschätze und Rohstoffquellen für weite Kreise im Mittelpunkt des Interesses. Dennoch bestand gerade auf diesem Gebiet im deutschen Schrifttum eine empfindliche Lücke, die 1937 durch Ludwig Rügers Werk geschlossen wurde. Allgemeinverständlich und klar, kurz und doch umfassend, vermittelte es die Hauptergebnisse der wissenschaftlichen Lagerstättenforschung und erfreute sich so rascher Verbreitung, daß jetzt die 2. Auflage folgen konnte. Diese ist nun noch — den politischen Ereignissen folgend — erweitert und bespricht neben den Lagerstätten Großdeutschlands die Polens und der Slowakei sowie in Kürze der deutschen Kolonien. Das Karten- und Abbildungsmaterial wurde dabei entsprechend vervollständigt, und besonders dankbar begrüßt man die vier Lagerstättenkarten Großdeutschlands. Entstehung, Arten und Größe der Bodenschätze werden gründlich behandelt und die Angaben sodann mit modernem statistischem Material in den großen volkswirtschaftlichen Zusammenhängen besprochen. Neben historischen Rückblicken bis zu den Anfängen des deutschen Bergbaus sind auch die neuesten Gewinnungs- und Verarbeitungsverfahren angeführt; z. B. auch Probleme der Kohlehydrierung und Treibstoffgewinnung.

J. E. Hiller.

D e u t s c h e B ü c h e r :

- Der Heilige Koran**, Arabisch-Deutsch; Übersetzung, Einleitung und Erklärung (LXVI S. u. 1022 S.) von **Maulana Sadr-ud-Din**.
In Leinen gebunden RM 10,00
Neuaufgabe und Luxusausgabe in Vorbereitung
- Das Moslemische Gebet**, Text, Übersetzung, Erklärung von **Maulana Sadr-ud-Din**, neu bearbeitet von **Dr. S. M. Abdullah** . . . RM 0,50
- Von Maulana Sadr-ud-Din** erschienen ferner:
Einleitung in den Heiligen Koran . . RM 0,50
Die Religion der Menschheit . . . RM 0,30
Der islamische Mensch (vergriffen) . RM 0,30
- Von Dr. S. M. Abdullah:**
Die Stellung der Frau im Islam . . RM 0,30
Der Islam und das Schwert RM 0,30

E n g l i s c h e B ü c h e r :

- Von Maulana Muhammad Ali:**
The Holy Quran (With Arabic Text) English Translation and Commentary (1400 pp).
in three qualities: RM 37,50, RM 30,00, RM 22,50
Translation of the Holy Quran (Without Arabic Text)
in three qualities: RM 9,00, RM 7,50, RM 3,75
The Religion of Islam RM 15,00
Muhammad the Prophet RM 4,50
Muhammad and Christ RM 2,50
- Von Mirza Ghulam Ahmad**
The Teachings of Islam RM 2,50

Diese Bücher sind zu beziehen:
Berlin-Wilmersdorf, Brienner Str. 7, Moschee